

«Ich nehme mir vor, die Stücke
zusammenzusetzen. Diesen Satz
zu beenden, das falsche Wort
durch ein weniger falsches zu ersetzen.
Schreiben ist vielleicht Aufbauarbeit.
Und vielleicht ist auch das eine Illusion.»

€ 26.00 (D) / € 26.80 (A)
ISBN 978-3-498-00361-6

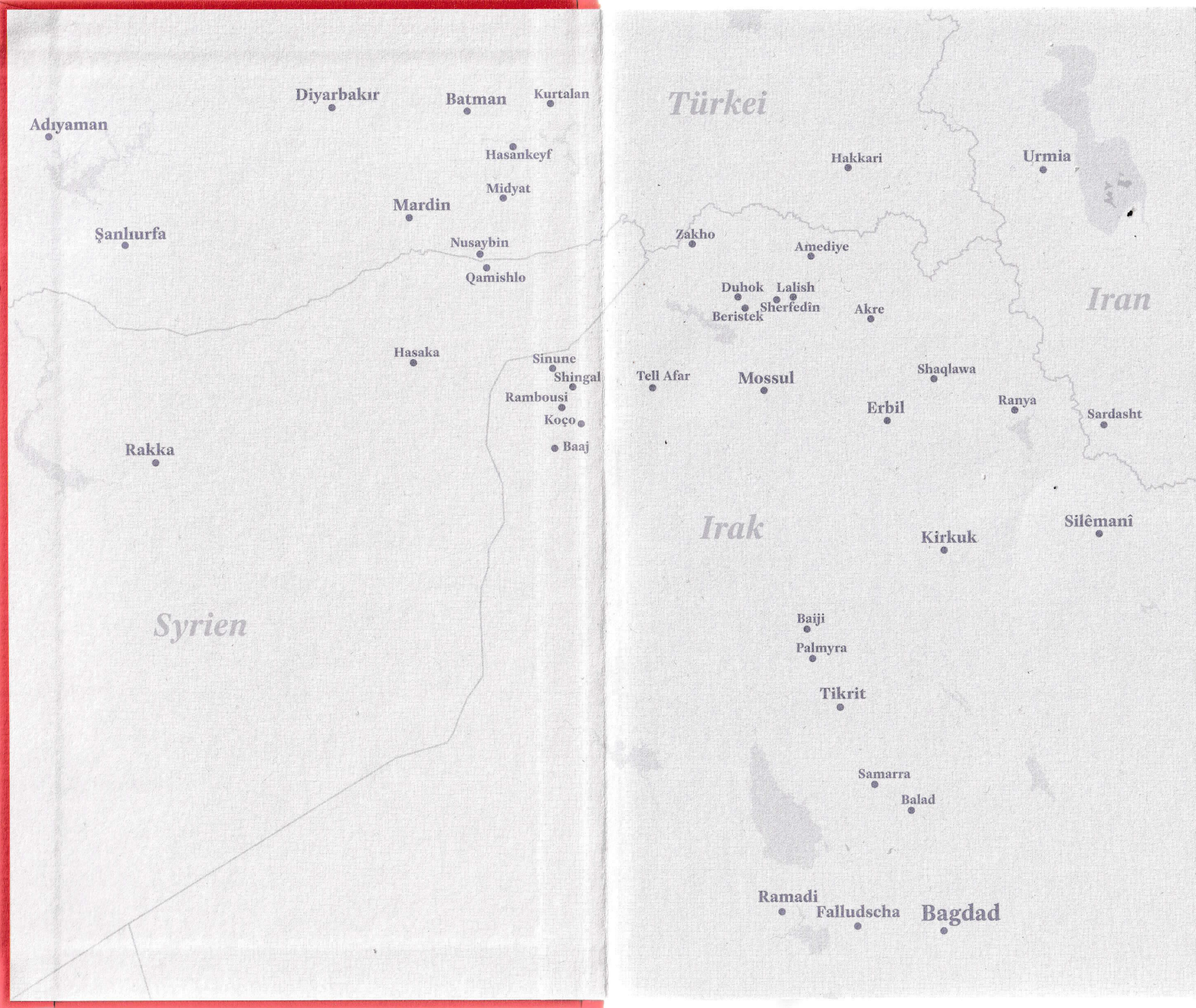


RONYA OTHMANN
VIERUNDSIEBZIG



ROMAN
RONYA
OTHMANN
VIERUND
SIEBZIG

ROWOHLT



Ronya Othmann

Vierundsiebzig

Roman

ROWOHLT

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, April 2024

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Copyright © 2024 by Ronya Othmann

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Innentypografie und Vorsatzkarte Daniel Sauthoff

Satz Rosart bei Dörlemann Satz Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-498-00361-6

Ich habe immer gedacht, dass es das Ende ist, wenn der
Himmel auf die Erde fällt.

Am 3. August 2014 ist der Himmel nicht auf die Erde gefallen,
aber trotzdem war es das Ende.

Ich schreibe: Eine Frau aus dem Shariya-Camp hat das zu
mir gesagt.

Ich schreibe:

Im August 2014 sitze ich vor dem Fernseher. Ich sehe Frauen in den Kleidern meiner Großmutter, meiner Tante, meiner Cousinen, sehe Männer wie meinen Großvater, meinen Vater, meine Onkel, meine Cousins um ihr Leben rennen. Es ist Hochsommer. In den Bergen von Shingal verdursten Kleinkinder, Alte, Kranke. Shingal sei umzingelt, heißt es. Die Männer und die älteren Frauen, die es nicht schaffen, zu fliehen, töten sie. Die jüngeren Frauen und Kinder nehmen sie mit als Kriegsbeute, verkaufen sie weiter auf Sklavenmärkten an Kämpfer des IS. Frauen, die meinen Namen tragen, den meiner Schwester, meiner Cousine.

Ich lese, dass sie ihnen als Erstes die Armbänder abschneiden. Es sind dieselben Bänder, die wir jedes Jahr zu Çarşema Sor, dem Roten Mittwoch, dem êzîdischen Neujahr, bekommen. Sie sollen uns schützen. Man darf sie nicht abschneiden. Wenn sie sich lösen, soll man sie an den Ast eines Baumes binden und sich etwas wünschen.

An den August 2014 kann ich mich nicht mehr erinnern. Später schreibe ich: Ich sitze vor dem Fernseher, weil ich weiß, dass ich vor dem Fernseher saß. Ich weiß auch, was ich sah. Aber an das, was ich sah, kann ich mich nicht mehr erinnern.

Ich schreibe, dass ich auf dem Sofa im Wohnzimmer meiner Eltern sitze, dass ich erst dusche oder esse, wenn mir auffällt, wie lange ich es nicht mehr getan habe.

Jedes Schreiben ist für mich Fiktion. Ob ich über mich schreibe, meinen Vater, meine Großmutter oder eine Figur, der ich einen Namen gebe und eine Geschichte.

2014 habe ich die êzîdische Abgeordnete Vian Dakhil bei ihrer Rede vor dem irakischen Parlament gesehen. Ich habe gesehen, wie sie versuchte, das, was in Shingal geschah, in Worte zu fassen, und wie sie dann mitten in ihrer Rede zusammenbrach und, von zwei Parlamentarierinnen gestützt, aus dem Saal gebracht wurde. Ich habe den Moderator und den zugeschalteten Reporter im kurdischen Fernsehen gesehen, die, anstatt von Shingal zu berichten, zu weinen anfangen.

Angesichts der Gräueltaten, und ich streiche das Wort Gräueltaten, angesichts der Verbrechen, und ich streiche das Wort Verbrechen, weil sowohl das Wort Gräueltaten als auch das Wort Verbrechen nicht tragen. Angesichts dessen, was 2014 in Shingal geschah und was die Vereinten Nationen und das Europäische Parlament später Völkermord nannten, versagt die Sprache. Ich habe mir beide Videos, das von der êzîdischen Parlamentarierin und das von dem Moderator und dem Reporter, wieder und wieder angesehen. Beide, die Parlamentarierin und der Reporter, beginnen mit den Fakten. Sie tragen vor, was wo, wie und wann geschah, und brechen dann mitten in ihrer Rede ab.

2018, nicht einmal vier Jahre nach dem Genozid, fliege ich zu meiner Familie nach Kurdistan. Wir besuchen das Camp Ashti, was Frieden bedeutet. Das Camp liegt bei Arbat, etwa eine halbe Stunde von der Stadt Silêmanî, Sulaymaniyah, entfernt, an der iranischen Grenze.

Ich schreibe: Ich sitze neben Lara und Lava auf der Rückbank. Lara und Lava sind schlecht gelaunt. Lara sagt, sie habe keine Lust, ständig würden sie ins Camp fahren. Wir nähern uns, eine Straße, biegen ab, Schotterweg, inmitten einer weiten, flachen, von Bergen umgebenen Landschaft. Unter dem blauen Vormittagshimmel ein Wachhäuschen. Man kennt uns hier und winkt uns durch.

Wir besuchen Freunde im Camp. In einem der Zelte lebt eine Familie, die selbst in IS-Gefangenschaft war, oder das, was von einer Familie übrig ist. Zwei Jungen, vielleicht sieben oder acht Jahre alt, die so stumm dasitzen, wie ich noch nie Kinder in ihrem Alter habe dasitzen sehen. Ihre Mutter, die mir Fotos ihres verschleppten Vaters, ihres verschleppten Mannes, ihrer verschleppten Tochter zeigt und in ein lautes Weinen ausbricht. Meine Cousine neben mir hat das Smartphone ihrer Mutter in die Hand genommen, sieht sich angestrengt Katzenvideos an.

Sieh dir diese Frau an, sagt meine Tante. Und in der Ecke des Zeldes sitzt eine alte Frau mit weißem Haar, weißem Kopftuch und Kleid. Ich habe noch nie einen Menschen so dasitzen sehen wie diese Frau, Schultern und Kopf nach vorne gebeugt, eingesunken. Ich kann ihr Gesicht kaum erkennen.

Seitdem der IS in ihr Dorf kam, sagt meine Tante, hat diese alte Frau kein einziges Wort mehr gesprochen. Nicht nur nicht gesprochen, sie war nicht mehr ansprechbar.

Die Sprachlosigkeit hat sich in den Körper dieser Frau eingeschrieben. Sie sieht kein einziges Mal auf, nicht als wir das Zelt betreten, nicht als wir sitzen und nicht als wir gehen. In ihrer linken Hand hält sie, und das sehe ich erst, als wir uns verabschieden, einen winzigen Kieselstein.

Ein paar Tage später sind wir bei dem Sheikh unserer Familie zu Besuch. Der Sheikh erzählt die Geschichte von einem Jungen, der sieben Jahre alt war, als IS-Kämpfer seinen Vater vor seinen Augen köpften, nachdem dieser sich geweigert hatte, zum Islam überzutreten. Dem siebenjährigen Jungen drückten sie den Kopf seines Vaters in die Hand und sagten: Nun, da du gesehen hast, was wir mit deinem Vater gemacht haben, willst du zum Islam übertreten.

Der Sheikh zündet sich eine Zigarette an und erzählt dann eine zweite Geschichte. Nach der zweiten Geschichte erzählt er eine dritte. Nach der dritten Geschichte verstummt er und sagt: Ich könnte ewig so weitererzählen, vierundzwanzig Stunden können wir hier sitzen, und ich kann euch vierundzwanzig Stunden solche Geschichten erzählen.

Die Parlamentarierin, die bei ihrer Rede zusammengebrochen ist, die Reporter, die angefangen haben zu weinen, die alte Frau, die verstummt ist, und der Sheikh, der eine Geschichte nach der anderen erzählte, der sagte, er könne vierundzwanzig Stunden weitererzählen, ohne zu einem Ende zu kommen, zeigen, dass es keine Sprache gibt für das, was im August 2014 geschah. Selbst das Aneinanderreihen der Fakten, das Zählen der Toten, selbst das Datum, 3. August 2014, oder 74. Ferman, wie wir Êzîden den Genozid nennen, bleiben ein Platzhalter für etwas, wofür wir keine Worte haben. Die Sprachlosigkeit liegt noch unter der Sprache, selbst wenn ein Text da ist. Die Sprachlosigkeit ist das Unbeschreibliche, und sie ist selbst Teil des Textes. Die Sprachlosigkeit strukturiert den geschriebenen Text, legt seine Grammatik fest, seine Form, seine Worte.

Ich schreibe: Ich bin in einer Landschaft gewesen. In der Landschaft war ein Camp. In dem Camp ein Zelt und in dem

Zelt eine alte Frau. Und in der Hand der alten Frau war ein Kieselstein.

Ich schreibe: Ich habe gesehen. Das Ich ist ein Zeuge. Es spricht, und doch hat es keine Sprache.

Im Juni 2018 sitze ich im Flugzeug und kaue Kaugummi gegen den Druck in den Ohren und gegen meine Nervosität. Das Flugzeug ist schon im Sinkflug. Ich sehe aus dem Fenster und sehe ockerfarbene Erde, Häuser mit flachen Dächern, Straßen. Ich mache ein Foto.

Was ich im Irak will, fragt der Mann, der vier Stunden schweigend neben mir gegessen hat und sich nun vorstellt mit einem typisch amerikanischen Namen, den ich gleich wieder vergesse. Thomas, Michael oder vielleicht Marc. Was ich bloß in diesem Land wolle, fragt er mich.

Familie besuchen, sage ich und habe keine Lust, mich mit ihm zu unterhalten. Ich hätte auch nicht gewusst, was ich sagen soll. Nicht einmal mir selbst könnte ich es erklären. Warum ich in den Irak reise, alleine, warum ich Flüge gebucht habe zu Leuten, die ich das letzte Mal gesehen habe, als ich drei Jahre alt war.

Keine Sorge, Onkel Khalef ist Familie, hat mein Vater gesagt. Und was Familie bei uns ist, das will ich Marc auch nicht erklären.

Als Nicht-Muslimin und als Frau, ob ich denn keine Angst hätte, alleine in den Irak?, fragt Marc. Dieses Land sei doch *insane*.

Fast bereue ich, ihm nicht erzählt zu haben, ich sei Journalistin.

Marc arbeitet für das US-Militär. Das sagt er zumindest. Er will mir nicht verraten, was seine Aufgabe dort ist. Er sagt, er dürfe nicht darüber sprechen, es sei streng geheim.

Und ich denke, vielleicht ist sein Job gar nicht so aufregend, und er will mich nur beeindrucken. Jedenfalls will Marc so schnell wie möglich wieder aus dem Land. Die Arbeit machen und abhauen, sagt er. Und er zeigt mir Fotos auf seinem Handy, von seinen Hunden, Waffen, seinem Auto.

Ich nicke und sehe wieder aus dem Fenster. Die ockerfarbenen Felder, Straßen und Häuser sind jetzt deutlich zu erkennen. Ich sehe den Schatten der Wolken auf der Erde. Ich fotografiere aus dem Fenster. Dann setzt das Flugzeug auf der Landebahn auf, rollt, rollt und rollt, bis es stehen bleibt.

Später schreibe ich: Als ich aus dem Flugzeug steige, die Treppe hinunter zum Bus, schlägt mir heiße Luft entgegen. Ich schreibe auch: *zu Hause*, obwohl ich nicht weiß, ob das stimmt.

Diese heiße, trockene Luft ist das Erste, was ich wahrnehme, noch bevor ich die ausgedörrte Landschaft bemerke, und sie ist mir vertraut. Es ist dieselbe Luft wie in den Sommern, in denen ich als Kind in das Dorf meiner Großeltern in Syrien fuhr, die mir entgegenschlug, wenn ich aus dem Flugzeug auf die Gangway trat, und die ich atmete, atmete und atmete und atmete.

Passkontrolle. Ich lege meinen deutschen Pass auf die Theke. Der Beamte lächelt, als er meinen kurdischen Namen liest. Er spricht ihn aus, wie er in meiner Familie ausgesprochen wird. Ronya mit weichem R, langem O. Ich nicke.

Der Flughafen in Erbil ist der zweitsicherste Flughafen der Welt, nach Tel Aviv, hat mein Vater gesagt, stolz, als hätte er

selbst ihn gebaut. Das Gelände ist weiträumig abgesperrt und nur durch mehrere Sicherheitskontrollen zu erreichen. Vom Ankunftsterminal nehme ich einen Bus zu der Besucherhalle. Ich durchquere die Besucherhalle.

Onkel Khalef wartet auf dem Parkplatz auf mich. Wir umarmen uns. Onkel Khalef ist nicht der Bruder meines Vaters, trotzdem nenne ich ihn Onkel. Wir fahren aus der Stadt, eine vierspurige Straße. Auf der linken Seite das christliche Viertel Ankawa, auf der rechten das muslimische Erbil. Am Palast von Nêçîrvan Barzanî vorbei. Ein kleines Häuschen, sagt Onkel Khalef und lacht.

Bald nur noch Vororte. Vereinzelte Häuser zerstreuen sich im Umland. Dann Berge. Checkpoint folgt auf Checkpoint. Irgendwann höre ich auf zu zählen. Am Straßenrand die Fotos der Märtyrer, die im Kampf gegen den IS gefallen sind. Ich schreibe: überlebensgroß. Und meine: riesig.

Die grünen und die gelben Wimpel der kurdischen Parteien. Nach jedem Checkpoint beginnt ein eigener Staat, sagt Onkel Khalef und schimpft auf die Korruption. Wir fahren die Straße nach Nordosten, dann über Koya nach Süden. Die kurdischen Flaggen, die in den blauen Himmel wehen, schreibe ich. Obwohl ich weiß, dass die kurdischen Flaggen hier nicht verboten sind, im Gegenteil, vermutlich von der Verwaltung aufgestellt wurden, weil das hier die Autonome Region Kurdistan ist, bin ich erstaunt, sie zu sehen. Ich muss daran denken, wie mein Vater meiner Schwester und mir – wir müssen drei und vier Jahre alt gewesen sein – auf unserer ersten Reise in das Dorf unserer Großeltern einschärfte, niemandem zu sagen, wohin wir unterwegs waren. Nämlich nicht, wie wir selbstverständlich annahmen und wie man es uns gesagt hatte, zu Oma und Opa in Kurdistan. Sondern in die Arabische Republik Syrien.

Kurdistan, da wusste ich längst Bescheid, suchte ich später trotzdem im Schulatlas. Oder die Stelle, wo Kurdistan, wenn es diesen Staat gäbe, eingezeichnet sein müsste. Vom Sykes-Picot-Abkommen hatte mein Vater erzählt, als die Franzosen und Briten 1916, noch vor dem Zerfall des Osmanischen Reichs, den Nahen Osten unter sich aufteilten und die Kurden leer ausgingen. 1920 kam der Vertrag von Sèvres, der den Kurden Autonomie oder gar, laut Artikel 64, einen Staat in Aussicht stellte. Doch mit dem Vertrag von Lausanne 1923 war die Aussicht auf Autonomie und Staat schon wieder verschwunden. Vom Aufwachsen in Syrien erzählte mein Vater und von der Schule, in der die arabische Sprache in die kurdischen Kinder hineingeprügelt wurde. Für jedes kurdische Wort ein Schlag mit dem Stock auf den Handrücken, sagte er und schloss seine Erzählung mit Sätzen wie: *Keine Freunde außer die Berge*.

Aber hier gibt es, denke ich, als ich aus dem Fenster sehe, das Land, die Berge und, wenn auch keinen Staat, immerhin die *Ala Rengîn*, die Flagge Kurdistans.

Wir fahren nach Osten. Die Landschaft verändert sich, wird kahl und bergig. Irgendwann halten wir an einem Stausee. Wir steigen aus, trinken Tee und rauchen. Wir stehen am Stausee. Jugendliche rasen in Motorbooten über das Wasser. Onkel Khalef macht ein Foto von mir vor dem Stausee. Ich schicke es meiner Familie und meinen Freunden.

Du siehst glücklich aus, schreibt eine Freundin.

Wieder im Auto denke ich, was ich im Flugzeug schon gedacht habe: Dass ich nicht nur zu Hause bin, sondern auch in dem Land, in dem der Genozid passierte. Ich schreibe: In dem Land, in dem man Êzîden tötete, weil sie Êzîden waren.

★

Du hast sicher Hunger, sagt Tante Adar.

Es gibt Fladenbrot, Fleisch mit Paprika und Tomaten in Soße und Salat. Dazu *Dew* mit Minze. Wir essen, Onkel Khalef, Tante Adar, meine Cousins Lava und Lara und mein siebenjähriger Cousin Lorans. Wir reißen das Brot in Stücke, greifen quer über den Tisch.

Ich schreibe: Ich habe es vermisst, so zu essen. Wieder schreibe ich: zu Hause.

Tee, dann Bonbons, dann Kekse, dann Obst. Gesalzene Sonnenblumenkerne. Kaffee mit Kardamom.

Iss, iss, sagt Tante Adar. Sie ist eine gute Köchin. Einmal habe sie Gäste gehabt, erzählt sie, ein alter Mann. Er sei beim Essen in Tränen ausgebrochen. Und als sie fragte, was los sei, sagte er, es schmecke wie bei seiner Mutter.

Ich fotografiere die Wassermelonen und schicke das Foto meinem Vater. Und ich denke daran, wie er sich all die Jahre über die Melonen in Deutschland beklagt hat, wie fad sie schmeckten im Gegensatz zu den Melonen zu Hause. Ich esse und esse, als könnte ich all die Jahre in Deutschland in nur einem Tag aufholen.

Wir fahren mit dem Auto den Berg hinter der Stadt hinauf. Zwanzig Minuten, dann sind wir oben. Schilder, auf denen steht: *Keep Kurdistan Clean*.

Die Leute kommen und lassen ihren Müll hier, sagt Onkel Khalef. Die Leute picknicken immer. Selbst während des Krieges, eine halbe Stunde von der Front zum IS entfernt, haben die Familien noch gegessen und gepicknickt.

Wir stehen und machen Fotos. Der Abend dämmt. Das Licht schwindet, und die Stadt zu unseren Füßen ist erhellt von Straßenlaternen, Leuchtreklame und Autos.

Auf dem Rückweg halten wir an einem Kiosk am Straßenrand.

Was willst du trinken, fragt Onkel Khalef. Wir haben alles, was du willst. Bier, Wein, Whisky, Wodka und Raki! Das ist nicht Erbil, das ist nicht Duhok oder Bagdad. Das ist Silêmanî. Silêmanî ist frei und sicher, sagt Onkel Khalef. Aus dem ganzen Land kommen Touristen. Aus Bagdad werden sie in Bussen hergebracht.

Später sitzen wir im Wohnzimmer, rauchen, trinken Dosenbier und essen gesalzene Sonnenblumenkerne.

Wir sagen nicht, dass wir Êzîden sind, sagt Tante Adar. Niemand hier weiß, dass wir Êzîden sind.

Und doch denke ich: Es ist wie früher, in den Sommerferien, als wir in das Dorf meiner Großeltern fuhren. Nur dass jetzt ich die Geschenke besorgt habe, und nicht meine Eltern. Die letzten zwei Tage vor meinem Abflug bin ich, wie früher meine Mutter, durch die Kaufhäuser und Geschäfte gelaufen. Ich habe Süßigkeiten und Nescafé gekauft, einen aufblasbaren Fußball für meinen Cousin, ein batteriebetriebenes Spielzeugauto, eine Spielzeugpistole mit Softairkugeln, Nagellack für meine Cousins, Handcreme, Parfüm und Ohringe. Spätabends dann alles in Koffer packen. Mein Vater, der versucht, den Koffer zu schließen, meine Mutter, die am Reißverschluss zerrt. Auspacken, umpacken, wiegen, auspacken, wieder wiegen.

All das änderte sich 2011, als die Menschen in Syrien gegen das Assad-Regime auf die Straße gingen. Es änderte sich mit den Schüssen, die wir im Fernsehen sahen, den Demonstrationen, den verwackelten Handykamerabildern von Toten und Verletzten, den Telefonaten mit unserer Familie im Dorf.

Sie sagten: Nein, kommt dieses Jahr besser nicht.

Aber mein Vater lachte nur. Dieses Jahr nicht, sagte er. Aber nächstes Jahr fahren wir in ein freies, demokratisches Syrien. In solch ein Syrien werden wir zurückkehren.

Ein andermal schlug er vor, wir sollten fahren und mit den Leuten auf die Straße gehen. Er wolle den Sturz des Regimes vor Ort miterleben. Dann aber fielen immer mehr Schüsse, und zu den Schüssen kamen die Bomben und zu den Bomben das Chlorgas und das Sarin. Bald waren so viele Menschen verhaftet oder verschwunden, dass man aufhörte zu zählen, und mein Vater sprach nicht mehr davon.

Auch in Nordostsyrien, wo unsere Familie lebte, veränderten sich die Dinge. Irgendwann kamen die Funktionäre der PYD und erzählte den Leuten, sie sollten nicht mehr gegen Assad auf die Straße gehen. Und zu den Assad-Bildern kamen die Öcalan-Bilder. Dann kam Al-Qaida, und Al-Qaida hatte gar keine Bilder.

Nicht schlimm, sagte Onkel Hemo am Telefon, sie werden uns nichts tun. Er kenne den Mann von früher, der mittlerweile bei Al-Qaida für die Provinz Hasaka zuständig war. Er habe ihnen versprochen, solange er für die Provinz zuständig sei, würden sie ihnen nichts tun. Es gebe aber andere. Für die könne er nicht garantieren.

Mein Vater sagte: Du kennst ihn, wir waren einmal bei ihm, als du noch ein Kind warst. Und er ist auf Onkel Hemos Hochzeitsvideo zu sehen, wie er dort in einer Reihe mit den anderen tanzt.

Die Männer, die im Dorf geblieben waren, hoben einen Graben aus. Nacht für Nacht legten sie sich mit ihren Kalaschnikows dort hinein, in die Erde hinter dem Garten meiner Großeltern, hinter dem Zaun und den Granatapfel- und Mandelbäumen, die mein Vater gepflanzt hatte.

Ich lag Tausende Kilometer weiter in meinem Bett und konnte nicht schlafen. Sollten sie kommen, dachte ich, und meinen Onkel, meine Tante, ihre vier Kinder und meine Groß-

mutter töten – ich sah sie vor mir, ihre leblosen Körper, aufgereiht, wie in einer der verwackelten Smartphone-Aufnahmen. Bilder, wie ich sie so oft gesehen hatte, auf YouTube oder weil mein Cousin sie auf Facebook geteilt hatte.

Sollten sie kommen, während ich schlief, dachte ich, würde ich davon nichts merken. Ob ich schlief oder wach war, es machte keinen Unterschied. In dieser deutschen Nacht wird kein Schuss zu hören sein, dachte ich, kein Zittern in der Luft, kein Windstoß.

Wenn wir wieder ein paar Tage nichts von ihnen hörten, weil Stromausfall war oder weil – diesen Satz vervollständigte ich nie. Was, wenn längst jemand gekommen war? Jemand, das waren in meiner Vorstellung Assads tarngemusterte Soldaten, bärtige, schwarz gekleidete Männer oder eine Bande herkömmlicher Krimineller, die das allgemeine Chaos nutzten und raubmordend durch das Land zogen. Wenn ich einkaufen ging, musste ich daran denken, vor dem Kühlregal oder auf dem Weg zum Bus. Ich wurde abergläubisch. Wenn ich auf die Fugen der großen Pflastersteine trete, dann werden sie kommen, sagte ich mir. Aber nachts lag ich in meinem Bett und mein Onkel im Graben. Und über mir war die in den Stuckecken mit Staubfäden verhangene Zimmerdecke. Und hinter meinem Onkel waren die Granatapfel- und Mandelbäume, die mein Vater gepflanzt hatte.

Ich schreibe: Nachdem ich die Geschenke überreicht habe, sitzen wir im Innenhof auf der Hollywoodschaukel und trinken Kaffee. Lorans hat angefangen, uns mit Softairkugeln zu beschießen. Er schleicht sich immer wieder an, von der Mauer zur Straße, von der Treppe hinter der Hollywoodschaukel, die zu den Nachbarn im ersten Stock führt. Er kommt aus dem Hausflur gerannt, hält die Pistole vor sich, greift an, weicht

zurück, duckt sich, lauert, schießt. Hat Lorans ein Magazin leergeschossen, sammelt er die gelben Kugeln wieder ein.

Lava und Lara sitzen auf dem Boden und lackieren sich gegenseitig die Nägel.

Ich stülpe meine Tasse um, sodass der Satz auf die Unter-
tasse läuft. Und Onkel Khalef scannt meinen Kaffeesatz mit
einer Smartphone-App.

Ich schlafe im Zimmer von Lara und Lava. Bevor wir uns hin-
legen, sitzen wir nebeneinander auf meinem Bett und sehen
uns Handyvideos an, in denen sich Frauen aufwändige Frisur-
en machen. Weil wir lange keine Lust haben zu schlafen, las-
sen wir immer das nächste Video laden und das nächste und
das nächste, bis wir irgendwann bei Make-up-Tutorials und
Kochvideos gelandet sind.

Komm, sagt Lara irgendwann, ich zupfe dir deine Augen-
brauen. Die sind ganz unordentlich.

Ich lege meinen Kopf auf ihre Knie, und Lava holt eine Pin-
zette aus der Küche. Und es zieht, und mir schießen Tränen in
die Augen.

Die Klimaanlage surrt. Es ist kühl im Zimmer. Ich ziehe mir
die Decke bis über die Schultern, bevor ich einschlafe.

*

Tante Adar zeigt mir auf ihrem Handy Fotos von Bekannten,
die in IS-Gefangenschaft waren. Sie wischt mit dem Finger von
rechts nach links und sagt: Sie hat ihr Gehör verloren in der
Gefangenschaft. Dann wischt sie weiter, nächstes Bild, aber ich
sehe nicht auf das Bild, ich sehe auf ihre Hand, auf ihre Finger
mit der von der Hausarbeit rissigen Haut, ihren Ehering.

Tante Adar sagt: Sie haben ihren Mann und ihre Söhne vor

ihren Augen enthauptet. Und wischt weiter. Nächstes Bild. Ich
sehe kurz hin, dann sehe ich weg. Sie sagt: Ihm haben sie die
Augen ausgestochen, und wischt weiter.

Ich schreibe: Wenn Tante Adar, Onkel Khalef und Lava, Lara
und Lorans 2014 nicht in Silêmanî gelebt hätten, sondern vier-
hundert Kilometer weiter in Shingal – und schreibe den Satz
nicht zu Ende.

Was ich schreibe, hat keine Ordnung. Worte, Sätze, die abbre-
chen, im Nichts verlaufen. Ich nähe, füge zusammen. Dass
etwas mit Großbuchstaben anfängt und mit einem Punkt endet.
Dazwischen ein Komma, vielleicht ein Halbsatz, der sich auf
das eben Gesagte bezieht. Wieder Großbuchstaben und Sub-
jekt, Verb, Objekt bis zum nächsten Punkt. Absatz für Absatz.
Ich habe keine Sprache.

*

Dass wir kaputt sind, ist ein Satz, den ich oft denke. Auch wenn
er nichts erklärt. Wir sind kaputt, schreibe ich und meine
damit, dass die Dinge sich verschoben haben. Lachen ist ein
Ausdruck der Freude, normalerweise. Menschen lachen, wenn
sie sich freuen. Kinder lachen, da kann man es beobachten, sie
freuen sich. Wenn sich die Dinge verschoben haben – und ich
streiche diesen Satz. Die Dinge haben sich nicht verschoben.
Alles steht noch an seinem Platz.

Ich habe es an mir selbst beobachtet. Das mit dem Lachen.
Es ist mir erst später aufgefallen, beim Schreiben. Ich hatte
mich mit zwei Freundinnen im Café getroffen. Ich war noch
nicht lange zurück. Wir saßen unter einem Sonnenschirm und
tranken Zitronenlimonade. Ich rauchte dünne, lange Zigaret-
ten. Die Freundinnen wollten wissen, wie meine Reise war.

Die Zigaretten waren sehr billig, sage ich. Ich habe viel geraucht. Und weil die Zigaretten so billig waren, habe ich zwölf Schachteln mit nach Deutschland gebracht.

Ich lache und erkundige mich nach der Tochter meiner Freundin.

Der Tochter gehe es gut, sagt meine Freundin und redet, aber ich höre ihr schon nicht mehr zu. Nachdem sie aufgehört hat zu reden, erkundige ich mich nach dem Freund meiner anderen Freundin. Es geht ihm gut, sie redet, und auch hier höre ich nicht zu.

Als mich die Freundinnen fragen, wie die Situation für Êzîden gerade ist – Nur, wenn du darüber reden möchtest, sagen sie –, sage ich: Schlimm, sehr schlimm, und ich lache.

*

Ich gehe in den Supermarkt. Ich stehe vor dem Kühlregal und suche Milch. Ich habe die Milch gefunden. Leute gehen hinter mir vorbei, öffnen die Kühlregaltür neben mir, nehmen etwas heraus und schließen sie wieder. Können Sie bitte mal zu Seite gehen?

Ich brauche einen Moment, bis ich verstehe, dass ich es bin, die da angesprochen wird. Ja, natürlich, sage ich und nehme die Milch aus dem Regal, gehe zur Kasse und bezahle. Mit der Milch im Rucksack gehe ich langsam über die lange, regennasse Straße nach Hause.

Ich schreibe: Ich stehe im Supermarkt vor dem Kühlregal.

Ich schreibe: In meinem Notizbuch gibt es einen Eintrag zu Rende. Rende, so heißt auch eine Frau in unserer Familie, über die meine Eltern manchmal sprechen, der ich aber kein Gesicht zuordnen kann, obwohl ich sie einmal gesehen haben muss, in

Syrien oder in Deutschland. Ich verliere oft den Überblick, weil meine Familie so groß ist und weil so viele nicht mehr dort leben, wo sie noch vor ein paar Jahren gelebt haben. Weil meine geografischen Zuordnungen nicht mehr stimmen.

Aber diese Rende, zu der es einen Eintrag in meinem Notizbuch gibt, ist eine andere. Rende, nur ihr Name, weiter nichts.

Wir sind gerade am Fluss, zum Picknick mit Freunden von Onkel Khalef und Tante Adar. Und als Onkel Khalef ihnen erzählt, dass ich über den Genozid schreiben will, sagt der Freund, dass es, nicht weit von hier, in Dukan, ein Mädchen gebe, das ich besuchen sollte.

Es ist ohnehin schon dunkel, wir packen das restliche Fleisch und Brot ein, klappen die Plastikstühle zusammen und steigen ins Auto. Vor einem alten Schulgebäude halten wir. Rende ist neunzehn Jahre alt. Rendes Mutter bringt Tee. Bevor der IS kam, sagt sie, war Rende ein normales Mädchen. Sie lebten in Khana Sor, einem Dorf unweit der syrischen Grenze. Rende half gerne im Haushalt und spielte mit ihren Geschwistern Fußball. Daran, wie der IS kam, kann sich Rende nicht mehr erinnern und auch nicht daran, wie sie mit ihren Eltern und Geschwistern in die Berge um ihr Leben rannte.

Wenn sie keine Medikamente bekommt, sagt die Mutter, wird Rende wütend und kann nachts nicht schlafen.

Wir trinken Tee. Ich stelle Fragen, die an Rende gerichtet sind, an ihre Mutter. Ist Rende zur Schule gegangen in Khana Sor? Nein, ist sie nicht. Wie viele Geschwister hat Rende? Drei Brüder und eine ältere Schwester. Welche Medizin nimmt Rende?

Kannst du dich erinnern, frage ich. An 2014.

Ich weiß nicht, sagt Rende.

Du bist durch die Berge gelaufen.

Ja, sagt Rende.

Rende, hast du den IS gesehen, fragt Tante Adar.

Rende lacht, als wäre das alles ein Witz, den sie nicht versteht.

Und wie sah er aus, der IS, fragt Tante Adar.

Rende antwortet nicht und zeigt dann auf mich. Schwarz, sagt sie. Wie ihr Kleid.

Tante Adar sagt: Setz dich neben sie. Ich mache ein Foto von euch beiden.

Ich will nicht, warum ein Foto von mir und Rende?

Tante Adar sagt: Nun mach schon.

Im Camp hat sie dasselbe gesagt, ich solle mich neben die alte Frau setzen, mit dem Kieselstein in der Hand. Sie werde ein Foto von uns machen.

Auch neben Eidas Mutter sollte ich mich setzen, deren Augen noch rot waren und verquollen vom Weinen. Die eingeschweißten Fotos ihrer verschleppten Tochter in Händen, so fotografierte uns Tante Adar.

In meinem Notizbuch ist an diesem Tag neben Rende noch ein weiterer Name vermerkt. Khalil. Khalil hatte mit uns am Fluss gesessen. Sein Onkel, einer der Freunde von Tante Adar und Onkel Khalef, hatte ihn mitgebracht. Khalil war etwa in meinem Alter und sehr schweigsam. Ich dachte, vielleicht ist er schüchtern. Ich hatte ihm keine große Beachtung geschenkt. Doch kurz bevor wir aufbrachen, sagte Tante Adar, sein Bruder sei einer der Menschen, die sich 2015 auf den Weg nach Europa gemacht hätten. In Österreich sei er in einem Lastwagen erstickt.

Parndorf, habe ich gesagt, und Tante Adar hatte mich fragend angesehen. Ich sagte, das sei der Name des Ortes, an dem der LKW gefunden wurde. Es war in den Schlagzeilen, sagte ich.

Ich habe Khalil danach gefragt, und er hat genickt. Ja, sagt er, sein Bruder sei in diesem LKW gewesen. Er war erst 22 Jahre alt.

Den Namen seines Bruders habe ich nicht notiert.

Später habe ich einer Freundin davon erzählt. Ich habe gesagt: Ich habe einen Flug gebucht und bin nach Erbil geflogen. Am Flughafen hat man mir das Visum in meinen deutschen Pass gestempelt.

Dass ich mich vor Khalil geschämt hatte, habe ich meiner Freundin nicht erzählt. Nicht, weil ich mich schuldig fühlte am Tod seines Bruders. Sondern, weil ich ein Flugzeug besteigen konnte, während sein Bruder sich in dem Inneren eines LKWs verstecken musste. Und weil ich es so wenig verdient hatte, am Leben zu sein, wie sein Bruder es verdient hatte, zu sterben.

*

In Duhok treffe ich einen weiteren Freund der Familie. Akram lebt, wie ich, in Deutschland, doch im Gegensatz zu mir ist er hier aufgewachsen. Nach zehn Jahren hat er endlich einen deutschen Pass, kann er das erste Mal seine Familie in Kurdistan besuchen.

Wir gehen zu seiner Cousine und ihrer Familie und essen dort. Eine riesige Plastikplane auf dem Boden und darauf Schüsseln über Schüsseln, als müsse auch Akram die Jahre in Deutschland mit nur einer Mahlzeit aufholen. Danach fahren wir in ein Dorf, dessen Namen ich vergessen habe. Nicht weit von hier gibt es einen Friedhof und inmitten des Friedhofs êzîdische Schreine. Dort treffen wir Sheikh Hassan.

Es ist ein alter Friedhof, manche Gräber sind mehrere hundert Jahre alt, sagt Sheikh Hassan. Auf den Grabsteinen sind

kleine Vögel zu erkennen, Schiffe und andere gemeißelte Ornamente. Es ist das erste Mal, dass ich so etwas sehe. Im Dorf meiner Großeltern hielt man sein Êzîdîtum versteckt. Es gab dort keinen êzîdischen Tempel: von Weitem erkennbar, mit dem typischen kegelförmigen Dach und dem Sonnenemblem auf der Spitze. Auch solche Grabsteine hatte ich dort nie gesehen.

Aber hier, in diesem Land, aus dem man uns vertrieb, wo man uns tötete, unsere Tempelanlagen sprengte. 92 êzîdische Stätten soll der IS zerstört haben – und nicht nur sie, sondern auch die Erinnerung daran, dass es sie je gegeben hat. Das Video, wie sie mit Pressluft- und Vorschlaghammern durch das Mossul-Museum zogen, eine Statue nach der anderen vom Sockel stürzten, zertrümmerten, was mehr als vier-tausend Jahre gehalten hatte, habe ich mir wieder und wieder angesehen, bis ich es fast auswendig konnte. Ich wusste, wann die Musik einsetzen, wann das Bild ins Stocken geraten würde, wann die Kämpfer ihre Hammer heben, synchron, in Zeitlupe, wann ihre Bewegungen fast einfrieren und sie mit den Hammern auf die umgestürzte Statue zu ihren Füßen einschlagen würden, bis das Video wieder in normalem Tempo weiterlief.

Umso weniger kann ich glauben, was ich jetzt vor mir sehe. Diese Grabsteine zeugen davon, dass wir schon lange hier sind. Dass schon unsere Vorfahren in dieser Landschaft lebten, ihre Felder bestellten, Schafe züchteten und in ebendieser Erde ihre Toten bestatteten.

Ich schreibe *wir*, obwohl ich nicht weiß, ob das stimmt.

Ich schreibe: Der Friedhof liegt ein wenig erhöht, fast auf einem Hügel. Und die Gräber liegen in der Sonne, und zwischen den Gräbern wächst dorniges Gestrüpp. Wir gehen weiter.

Neben dem Schrein, sagt Sheikh Hassan, liegt das Grab von sechzig Toten, den Opfern eines anderen Fermans, ein Massengrab. Sein Großvater habe ihm davon erzählt, er war ein junger Mann, als das passierte. Es sei keine Zeit mehr gewesen, habe sein Großvater gesagt, die vielen Toten zu bestatten.

Ich schreibe: Mit Akram fahren wir auf einen Hügel hinter Khanke. Vom Hügel aus kann man auf den Mossul-Damm sehen. Und der Mossul-Damm liegt da – wie schön, sage ich – in der Abenddämmerung. Blaues Wasser, auf der anderen Seite Lichter.

Dort war der IS, sagt Akram. Der Mossul-Damm war die Grenze.

Aber wir sind nicht hier, weil uns Akram den Mossul-Damm zeigen will. Wir parken hinter einem weiteren êzîdischen Schrein, weißer Stein und Sonnenemblem auf der Spitze. Akram geht auf eine Mauer zu. Über die Mauer ragen die Äste eines Olivenbaums. Akram nimmt den Stacheldraht beiseite.

Wegen der Tiere, sagt er. Und dann: Die Gräber meiner Onkel.

Er schaltet die Handytaschenlampe ein und leuchtet auf die Grabsteine.

Es ist nicht das letzte Mal, dass Akram mir Gräber zeigt. Und Akram ist nicht der Einzige. Irgendwann, denke ich, haben wir hier mehr Tote als Lebende, und *irgendwann* ist fast schon jetzt, und die Gräber sind das Einzige, was wir dann besuchen können.

Ich schreibe: Das Haus meiner Großeltern in Tell Khatun ist abgebrannt. Auch die Bäume im Garten, die mein Vater gepflanzt hat. Das, was einmal zu Hause war, ist heute ein Schützengraben. Leute, die wir kannten, haben meiner Tante Bilder geschickt. Und ein Video, das jemand aufgenommen hat, der durch unseren Garten gegangen ist, von Zaun zu Zaun. Das Bild wackelt, es rauscht. Meine Mutter hat es mir auf ihrem Handy

gezeigt und gesagt: Das sind die Bäume, die dein Vater vor vierzig Jahren gepflanzt hat. Und mein Vater hat gesagt: Wie viele Jahre hat es gedauert, bis diese Bäume so groß geworden sind.

Jemand hat uns auch ein Video geschickt von dem Hügel, auf dem sie meine Großmutter begruben. Dass niemand von der Familie dabei sein konnte, dass nicht wir sie begraben konnten, nur Leute, die wir kannten. Mein Cousin war mit dem Sarg, in dem meine Großmutter lag, in die Türkei gefahren, bis zur syrischen Grenze, wo sie ihn entgegennahm und etwas Geld, damit meine Großmutter auf dem Hügel neben meinem Großvater begraben werden konnte.

Als ich an den Gräbern von Akrams Onkeln stehe und er mit der Taschenlampe die Grabsteine beleuchtet, frage ich mich, ob ich auch einmal so am Grab meiner Großeltern stehen werde. Und, wie Akram jetzt, ihre Grabsteine küssen.

★

Zwei Tage später fahren wir noch einmal mit dem Auto an den Mossul-Damm. Der Damm ist wie ein See. Wir gehen spazieren in der Abenddämmerung, am Ufer entlang, über schlammigen Boden. Es ist kühl. Menschen steigen in Motorboote und fahren über das Wasser. Fischer, aber auch eine Gruppe von Jugendlichen, mit Bier und lauter Musik. Es ist windig. Auf der Wasseroberfläche kräuseln sich kleine Wellen. Ich versuche, mir eine Zigarette anzuzünden, aber der Wind ist zu stark.

Dass sie 2014 hier herüber geschossen haben, sagt Akram. Und nur der Mossul-Damm zwischen dem Dorf und dem IS, so schmal, dass man das andere Ufer sehen kann.

Ich mache Fotos und schicke sie einer Freundin.

Wie verletzlich die Luft ist, wenn wir schlafen. In Derabûn

habe ich das gedacht, als Akrams Cousine sagte: Es waren nur zwölf Kilometer, von hier bis zum IS.

Natürlich ist die Luft nicht verletzlich. Die Luft ist immer gleich. Aber das Haus von Akrams Cousine hat dünne Wände, die nicht dünner sind als andere Wände.

Angesichts der Tatsache, dass der IS nur zwölf Kilometer entfernt war, Wände wie Papier, denke ich. Dass diese Wände gegen den Wind gemacht sind, gegen die Sonne, mit einer Klimaanlage im Fenster. Auch wenn wir nachts den Schlüssel im Schloss umdrehen.

Als ich hinter dem Zaun bei den Ziegen stehe und den Abhang hinuntersehe auf die letzten beiden Häuser des Dorfes bis zur Straße, auf der man LKW hören kann – Warentransport von der Türkei, in die Türkei, an der syrischen Grenze entlang –, muss ich daran denken, wie ich als Kind hinter dem Gartenzaun im Dorf meiner Großeltern gestanden und den LKW nachgesehen habe, die an der türkischen Grenze entlang in den Irak fuhren oder aus dem Irak kamen. Dass sie auf Straßen fuhren, auf denen auch ich gefahren bin, in Städte, in denen auch ich einmal war. Kobanê, Rakka, Palmyra.

Als ich hinter dem Zaun bei den Ziegen stehe, denke ich: Das ist alles, die Straße entlang, einmal abbiegen Richtung Bajid, über den Tigris, der hier ein dünner Arm ist und nicht so breit wie der Mossul-Damm oder der Euphrat, an dem ich als Kind jedes Jahr stand und staunte: Ein Fluss wie ein Meer.

Es hätte so schnell gehen können, denke ich, als ich hinter dem Zaun bei den Ziegen stehe und auf die Straße sehe. Zwölf Kilometer. Wie viel sind zwölf Kilometer. Fünfzehn Minuten vielleicht.

Ich kann mich erinnern an Ausflüge mit der Familie. Schon mein Vater hatte Ausflüge an den Tigris gemacht als Schüler,

mit der Kommunistischen Partei. Ich erinnere mich, wie wir, meine Geschwister, meine Cousins, meine Cousine und ich, am Ufer spielten, in einem Restaurant Kebab aßen. An Fotos, die mein Onkel von uns machte.

Ich schreibe: Mein Vater lacht, wenn er vom türkischen Gefängnis erzählt.

Ich schreibe: Er lacht, selbst wenn er über die Folter spricht.

Mein Vater sagt dann nicht Folter, er sagt Schläge. Er sagt: Sie haben meine Arme hinter meinem Rücken zusammengebunden, den Strick oben an der Decke fixiert. So musste ich über Stunden ausharren, und er lacht. Er sagt: Sie haben mich geschlagen.

Er sagt: Einen habe ich gesehen, den mussten sie tragen, er konnte nicht mehr auf seinen Füßen stehen. Er sagt: Ihn haben sie so lange geschlagen und verhört, bis er sagte, er hätte im Stroh Waffen versteckt. Und als sie dann einmarschierten, sagt mein Vater, mit Soldaten und Panzern und die ganzen Strohaufen im Dorf durchkämmten, haben sie keine einzige Waffe gefunden.

Er lacht.

Einmal, sagt mein Vater und lacht, hat der Oberoffizier mich gefragt, was mein Beruf sei. Ich habe gesagt, ich bin Oberhirte. Nach dieser Antwort sei der Oberoffizier auf ihn losgegangen.

Wir haben viel gelacht im türkischen Gefängnis, sagt mein Vater. Wir haben die ganze Nacht gelacht. Und wenn es Tag wurde, gezittert, wer kommt heute dran?

Versuche ich zu schreiben, ist es, als würde ich einzelne Stücke zusammennähen. Schreibe ich über das Lachen meines Vaters, wenn er vom türkischen Gefängnis erzählt, schreibe ich über mein Lachen, wenn eine Freundin mich fragt, wie die Situation für die Êzîden gerade sei, bringe ich das eine mit

dem anderen in Verbindung. Mein Vater aber war 1980 im türkischen Gefängnis, ich war 2018 im Irak, vier Jahre nach dem Genozid. Das türkische Gefängnis und der Genozid. Das sind zwei verschiedene Dinge.

Ich trenne die Nähte wieder auf und fange von vorne an.

Ende Oktober sitze ich wieder in Silêmanî im Wohnzimmer, den aufgeklappten Laptop vor mir. Es ist ruhig, Lara, Lava und Lorans sind in der Schule. Tante Adar sitzt in der Küche vor der Nähmaschine. Die Nähmaschine rattert. Ich gehe alles durch, die Gespräche, die ich aufgezeichnet habe, meine Notizen, Audiodateien, Fotos und Filmaufnahmen.

Ich schreibe: Zu Xatê gehe ich als Journalistin, mit Aufnahmegerät und Kamera. Weil mein Kurdisch nicht gut ist, begleitet mich Akram. Wir sind gerade auf dem Weg zurück von ihrer Einheit bei Mossul, wo wir sie nicht angetroffen haben, als sie anruft und sagt, sie sei jetzt zu Hause.

Xatê empfängt uns in Uniform. Sie hat heute frei, aber als Generalin darf sie nur in Uniform mit uns sprechen. Wir gehen ins Wohnzimmer. Es ist ein kahles Wohnzimmer.

Wie die meisten êzîdischen Wohnzimmer, denke ich, ist es das Wohnzimmer von Flüchtlingen.

Ich setze mich neben ihre Eltern und schalte das Aufnahmegerät an.

Ich sitze bei Tante Adar und Onkel Khalef auf dem Sofa. Den Laptop auf meinen Knien, spiele ich die Tonaufnahme ab. Ich schreibe mit.

Akram sagt: Xatê sagt, willkommen bei den Êzîden.

Ich schreibe: Auch ich bin eine Tochter von Shingal, sagt Xatê. Ich bin in den Bergen von Shingal geboren. Sie wissen, was passiert ist, am 3. August 2014, als der IS kam und wir geflohen sind. Zwölf Tage waren wir in den Bergen eingeschlossen, sagt Xatê. Ich habe schlimme Dinge gesehen.

Ich stelle kaum Fragen. Xatê spricht.

Xatê sagt: Ich habe schlimme Dinge gehört.

Ich sitze und schreibe. Xatê spricht von einer Frau aus Koço. Sie ist mit ihrem Kind verschleppt worden, sagt Xatê. Drei Tage und drei Nächte hielt man sie auf dem Flughafen in Tell Afar gefangen. Das Kind war klein, es trank noch Milch, kein Jahr war es alt. Das Kind war hungrig und schrie. Drei Tage lang.

Xatê sagt, das Kind habe so laut geschrien, dass der Emir des IS nicht schlafen konnte. Der Emir habe zu der Frau gesagt: Gib mir das Kind. Die Frau, sagt Xatê, gab ihm das Kind, weil sie dachte, er werde ihm zu essen geben und zu trinken. Der Emir nahm das Kind und ging mit dem Kind in die Küche. In der Küche nahm er ein großes Messer und schnitt dem Kind den Kopf ab. Das Fleisch des Kindes kochte er und setzte es der Mutter vor.

Die Mutter begriff nicht sofort, sagt Xatê, aber als sie die Hand des Kindes sah, wusste sie. Sie verlor den Verstand.

Ich sitze auf dem Sofa bei Tante Adar und Onkel Khalef. Ich schreibe, dass es das Letzte war, was die Mutter begriff, bevor sie den Verstand verlor.

Ich pausiere die Tonaufnahme. Ich lasse die Tonaufnahme wieder weiterlaufen. Während Xatê spricht, fängt sie an zu weinen. Tränen laufen über ihr Gesicht. Ich schreibe: Xatê sitzt in Uniform und weint. Und während Xatê in Uniform sitzt und weint, fange auch ich an zu weinen.

Und Xatê sagt: Ich war Sängerin, wie mein Vater. Bekannt unter den Êzîden.

Auf ihrem Handy zeigt sie uns ein Video, das ich mir auf YouTube später noch einmal ansehe. Hochgeladen am 9. April 2013, sechzehn Monate, bevor der IS nach Shingal kam. Xatê trägt ein rotes Kleid und Schmuck. Ihr braunes Haar ist gewellt. Sie sitzt mit ihrer Saz und spielt und singt und hinter ihr die Berge von Shingal. Während sie uns das Video zeigt, fängt sie wieder an zu weinen.

Ich schreibe: Xatê weint.

Xatê sagt, sie hat viele CDs zurücklassen müssen, als der IS kam.

Xatê sagt: Nachdem wir aus Shingal geflohen sind, bin ich zu meinen Eltern gegangen und habe gesagt: Ich will nicht mehr Musik machen, ich will keine Saz mehr, ich will jetzt eine Waffe.

Xatê zeigt uns ein zweites Video auf ihrem Handy. Es zeigt sie mit ihrer Einheit an der Grenze zu Mossul. Sie knien hinter Sandsäcken und haben ihre Waffen in das weite Land gerichtet. Xatê singt. Das Video habe eine ihrer Kämpferinnen aufgenommen, sagt sie.

Es ist ein offizieller Besuch, schreibe ich. Xatê in Uniform, ich eine Journalistin aus Deutschland. Xatê bedankt sich für die militärische Unterstützung der Bundesregierung. Ich nicke.

Xatê sagt: Ich war einmal in Europa. Mit General Sirwan Barzani. Sieben Länder habe ich besucht. Ich war gerade in Deutschland, als ich einen Anruf bekam, sagt Xatê, dass die Operation zur Befreiung Shingals beginnt. Ich kaufte mir ein Flugticket und flog am nächsten Morgen nach Erbil. Von Erbil fuhr ich zu den Peschmerga. Ein Reporter von *Rudaw* rief mich an und sagte: Gestern warst du noch in Deutschland, heute gehst du wieder kämpfen.

Ich habe Verpflichtungen, sagt Xatê.

Es gibt eine Stelle in der Tonaufnahme, als Akram zu Xatê sagt, auch ich sei Êzîdin. Nachdem Akram das gesagt hat, will Xatê wissen, aus welcher Familie ich käme. Ich sage: Mein Vater ist Êzîde aus Hasaka. Wir sind Murid, Xaltî, vom Xûdan der Mend, sage ich. Meine Mutter ist Deutsche, sage ich.

Xatê steht auf, geht zur Tür und ruft: Bringt uns jemand Tee? Sie sieht mich an: Sonst erzählst du noch in Deutschland, du wärst bei Xatê gewesen und hättest nicht einmal einen Tee bekommen.

Xatê nennt mich Schwester.

Xatê sagt: Auch du bist eine Schwester.

Habt ihr Hunger, fragt Xatê.

Wir müssen los, sagt Akram. Es ist schon spät, sagt er. Wir müssen heute noch nach Duhok.

Ich stehe auf und küsse die Hände von Xatê's Mutter und die Hände von Xatê's Vater. Und Xatê's Vater sagt: Auch die Sprache ist eine Waffe.

Ich schreibe das auf, wie ich aufschreibe, wann Xatê weint, als sie spricht, und wann ich weine, als ich ihr gegenüber sitze, und wann, als ich am Laptop sitze mit Kopfhörern und aufschreibe, was Xatê sagt.

Dass ich seit 2014 darüber nachdachte zu kämpfen, dass ich kämpfen wollte, hatte ich Xatê nicht gesagt. Wozu, schließlich bin ich nicht gegangen. Und als könnte ihr Vater lesen, was ich dachte, sagte er tröstend: Auch die Sprache ist eine Waffe.

Ich finde ein Video. Das Projekt eines Fotografen, der Menschen im Irak nach der Zukunft befragt. Die Videos sind immer zwölf Minuten lang, und die Protagonisten beantworten sechs Fragen. Sie sitzen allein in einem Raum und sehen sich dabei im Spiegel. Eine der Befragten ist Xatê Shingali.

Xatê ist in Uniform, das burgunderrote Barett auf ihrem Kopf, die drei goldenen Sterne auf ihren Schulterklappen, ein tarnge-mustertes Hemd. Sie sagt: Mein Name ist Xatun Ali, Xatê Shingali. Ich komme aus Shingal. Sie sagt: Die Städte und Dörfer waren jeden Tag voll Leben. Und heute sehe ich: Dörfer, Städte und Häuser sind leer. Alle sind geflohen, alles ist zerstört.

Sie sagt: Es ist ein zerstörtes Land. Sie sagt: Ich bin durch diese Städte und Dörfer gegangen, und die Menschen, so sah ich sie, waren geschmückt mit Blumen. Wenn ich heute dort hingehe, ist alles zerstört.

Sie sagt: Wenn eine Frau sich nach einem schönen Tag sehnt, nach einer schönen Stunde, und das nicht erleben kann, ist es schwer.

Sie sagt: Ich will nicht den Tod, ich will nicht töten. Ich will, dass die Êzîden zu ihrem Recht kommen.

Xatê schweigt und sieht in die Kamera. Manchmal senkt sie den Blick, blinzelt und sieht dann wieder in die Kamera.

Nach der Zukunft befragt, schweigt sie und schweigt, holt tief Luft, schweigt weiter, sodass ich einen Moment meine, das Video sei hängengeblieben. Aber Xatê schweigt, Xatê schweigt. Dann ist das Video zu Ende.